

Zwischen Regimetreue und Distanz

Frankfurter Wissenschaftler im Nationalsozialismus

Es ist nicht leicht, Jubiläen angemessen zu feiern. Besondere Schwierigkeiten machen Jahrestage von Revolutionen sowie die Jubiläen von Institutionen, die sich als vorbildhaft sehen, aber nicht immer vorbildhaft waren. Als die Feiern zum 90. Geburtstag der Universität Frankfurt zu sehr in Selbstbeweihräucherung auszuarten schienen, kam eine Reihe jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusammen, um durch eine Ringvorlesung die Jahre zwischen 1933 und 1945 genauer zu beleuchten, deren Beiträge in diesem Band publiziert sind.

Es ist klar, dass hier keine Institutionengeschichte geboten werden soll oder kann – diese liegt mit der Universitätsgeschichte von Notker Hammerstein bereits vor. Vielmehr ging es darum, in einer Reihe von Fallstudien zu verschiedenen Fächern zu überprüfen, welche Spielräume Universitäts-, Fakultäts- und Institutsangehörige zwischen der »Machtergreifung« und dem Zusammenbruch des »Dritten Reichs« im wissenschaftlichen Bereich hatten und wie sie diese nutzten.

Dabei bedienen sich die einzelnen Kapitel unterschiedlicher Methoden. Oft erweist sich das Format der Doppelbiografie als besonders angemessen. So stellt der Beitrag zu den Historikern (von Carsten Kretschmann) den Neuhistoriker und Rektor Walter Platzhoff und dessen Reden im Dienste des Regimes – bis hin zu seinen Durchhalteparolen 1944 – dem Mediävisten Paul Kirm gegenüber. Stellvertretend für die Neueren Philologien werden der eher angepasste Germanist Frank Schultz und der eher distanzierte Romanist Erhard Lommatzsch im Beitrag von Frank Estelmann und Olaf Müller behandelt. Oft würde dieses Muster aber zu weit greifen – etwa im Fall der Orientalistik, die nur durch einen Lehrstuhl vertreten war (Beitrag von Gudrun Jäger) – oder zu eng bleiben, wie am Neurologischen Institut oder am Institut für Völkerkunde und dem gleichnamigen Museum, wo komplexere Personalkarussells aufzuarbeiten waren (durch Gerald Kreft beziehungsweise Katja Geisenhainer).

In anderen Disziplinen wurden besonders prominente Fachvertreter,

die in Frankfurt wirkten, herausgegriffen, etwa Franz Weidenreich, welcher der biologischen Rasseideologie des Nationalsozialismus einen eher environmentalistischen Stammbaum der Menschheit gegenüberstellte (Christine Hertler), Heinz Saueremann in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen beziehungsweise Friedrich Giese in der Juristischen Fakultät (Jan-Ottmar Hesse und Stefan Ruppert). Eher exemplarisch geraten die Ausführungen über das Exil Frankfurter Gelehrter (Jörn Kobes beschäftigt sich vor allem mit der Auswanderung in die Türkei) sowie über die Universität als Ort der Interaktion von Studierenden und Lehrenden (Michael Maaser).

zur selbstständigen ideologischen Missionierung (nicht nur) durch den NS-Dozentenbund, im Zwang zu einer bestimmten Rhetorik und zu regimekompatiblen Ergebnissen. Wie kaum anders zu erwarten, teilen die Autorinnen und Autoren dieses Bandes, bei aller wissenschaftlichen Distanz und Differenzierung, die bisherigen Urteile darüber, wer dem Regime fernstand, kaum. In der Wahl der Forschungsthemen wie in den teils taktischen, teils aber auch von Überzeugung getragenen Lehrprogrammen war eine direkte Distanzierung nur im Exil zu finden, allenfalls wie im Fall Saueremanns ein Aufsparen von Ideen für die Zeit »danach«.



Jörn Kobes/Jan-Ottmar Hesse (Hrsg.)

Frankfurter Wissenschaftler 1933 bis 1945
(Schriftenreihe des Frankfurter Universitätsarchivs, Bd. 1.) Göttingen, Wallstein 2008,
258 Seiten,
29 Euro

Schuld und Entlastung neu bewertet

Was fügt der Band dem gegenwärtigen Kenntnisstand hinzu? Zunächst einmal eine Fülle von Differenzierungen zu einzelnen Personen und Institutionen, und zwar in Richtung auf stärkere Schuld wie auf stärkere Entlastung. So rückt er die Selbstinszenierung des Instituts für Neurologie als Ort der Systemdistanz ebenso zurecht wie umgekehrt die Annahme, der Germanist Frank Schultz habe sich mit Begeisterung an der Frankfurter Bücherverbrennung 1933 beteiligt. Allgemein macht er den Preis deutlich, der für jede weitere wissenschaftliche Betätigung im Nationalsozialismus zu zahlen war: in der Wahl der Themen in kriegsrelevanten wie in nicht kriegsrelevanten Fächern, in den bizarren Ritualen der Ideologie-Evaluation und der Bewertung von »soft skills« wie Führungsstärke, Begeisterungsfähigkeit und Fähigkeit

Es entsteht aber zugleich ein komplexeres Bild der Dimensionen von Regimetreue, als es immer noch in vielen Darstellungen zu Universitäten im Dritten Reich zu finden ist. In aller Regel nehmen die Autoren dieses Bandes öffentliche Selbstdarstellung, Publikationstätigkeit und Lehre getrennt in den Blick, sodass die Themen, meist gestützt auf die Bestände des Universitätsarchivs, aus den Quellen neu erarbeitet wurden. So ist ein ungewöhnlich kohärenter, im Detail wie im Ganzen untypisch spannender Sammelband entstanden, der vielleicht im Rückblick als Highlight der Feiern des Jahres 2004 erscheinen wird. Es ist zu hoffen, dass selbstkritische Forschung bei allem Grund zum Feiern auch 2014 eine ähnlich prominente Rolle spielen wird. ♦

Der Rezensent

Prof. Andreas Fahrmeir ist Professor für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität.

Mainhattan oder Manhattan?

14 Biografien, die beide Städte verbinden

Der Titel überrascht – ein Vergleich von Frankfurt am Main mit New York? In ihrer Einleitung stellt die Autorin selbst die Frage, ob es sich dabei um »Hochmut und Größenwahn – oder wahnsinnigen Mut handelt? Selbstbewusstsein oder Selbstüberschätzung? Anbiederung oder liebevolles Kompliment? Oder einfach nur eine schöne Wortspielerei?« Ihre Antwort: »Von allem ein bisschen, vielleicht.«

Der erste Eindruck: ein schönes und liebevoll gemachtes Buch. Für die lebendige Grafik sorgte Norbert Hetkamp – Hardcover-Einband mit Fadenheftung – durchgehend gedruckt ist das Buch auf Kunstdruckpapier. Einladend ist auch der zweigeteilte Außentitel: Eine strahlende, farbige Dame (mit Gitarre) vor einem Klavier und darunter ein ebenso sympathisch wirkender junger Mann in einer Häuserschlucht.

Im Buch erfahren wir mehr über die beiden »Titelhelden«: Dass es sich um die New Yorkerin Anita Honis-Bohländer handelt, die vor Jahrzehnten die Liebe nach Frankfurt am Main verschlug und die in Frankfurt-Sachsenhausen als Sängerin und Club-Besitzerin des »Balalajka« tätig ist – einer Frankfurter Institution!

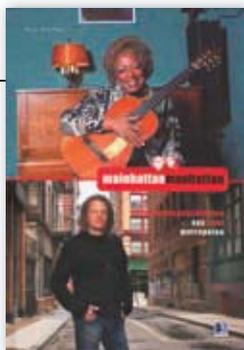
Näheres über den Herrn erfahren wir unter der Überschrift »Martin Schoeller – ehrlich, jetzt«. Der geborene Münchener verbrachte den Großteil seiner Jugend- und Schulzeit in Frankfurt – dann zog er weiter nach New York. Dort machte er sich als Porträt-Fotograf einen Namen. Eindrucksvoll liest sich die Liste der zahlreichen Berühmtheiten aus Kunst und Politik, die seiner künstlerischen Intuition vertrauen.

Mut zum Sprung über den großen Teich

Die Artikel dieser beiden stehen beispielhaft für das Ziel dieses Buches: Es geht um Menschen, die den Mut besaßen (und besitzen), die ihnen vertraute Umgebung zu verlassen, um neue Erfahrungen in einer anderen »Welt« zu machen. Mit dem Blick auf dieses Ziel interviewte Ines Stickler mit Anteil nehmender Neugier Menschen – deutschsprachige

in New York und englischsprachige in Frankfurt. Was ihnen gemeinsam ist, sind ihre ganz unterschiedlichen Berufe und dass sie – wenn man von der Geschichte von Peter Drew einmal absieht – erfolgreich zu sein scheinen.

Fast liebevoll zeichnet die Autorin mit dem in ihren Gesprächen Erfahrenen vierzehn »Porträts« derer, die ihr (mit Recht) vertrauten. Sie berichteten von ihren Motiven, ins Ausland zu gehen; von ihren Wegen und Umwegen. Im wahrsten Sinne des Wortes bekommen diese Lebensbilder »Farbe« durch die zahlreichen Fotos, welche die Fotografen Anika Kempf und Ahron Weiner aufgenommen haben. Es gelingt ihnen, die Porträtierten in ihrer Umgebung zu zeigen und die Städte zu skizzieren, in der sie eine »neue Heimat« fanden, den Ort, an dem ihnen neue Freunde begegneten und an dem sie sich zu Hause fühlen. Bemerkenswert: Viele betonen ausdrücklich, dass sie sich nach wie vor auch ihrer »alten Heimat« verbunden fühlen.



Ines Stickler

»mainhattanmanhattan – lebensgeschichten aus zwei metropolen«

Grüßworte: Petra Roth, Oberbürgermeisterin von Frankfurt am Main, und Dr. Hans-Jürgen Heimsoeth, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland; Frankfurt, B3 Verlag 2008; ISBN 978-3-938783-53-5, 226 Seiten und zahlreiche Abbildungen, 19,90 Euro.

Museumsufer oder Museum of Modern Art?

Jedem der Interviewten werden am Schluss immer die gleichen zehn Fragen gestellt: »Hamburger mit Käse oder Handkäs mit Musik?«; »Bahn oder Taxi?«; »Wolkenkratzer oder Fachwerkhäuser?«; »Museumsufer oder Museum of Modern Art?«; »Steuben-Schurz-Gesellschaft e.V. = die älteste, 1948 in Frankfurt am Main gegründete deutsch-amerikanische Freundschaftsorganisation« ... Keine so gute, sondern eher eine ermüdende Idee! Das gilt in gleicher Weise (man mag mir verzeihen) für ein »Lexikon« von Begriffen am

Schluss des Buches, hinter denen sich Lokale, Geschäfte, Institutionen und so weiter verbergen – etwa:

»Big Apple Greeter« = ehrenamtliche Stadtführer; »Blue Note« = hier kann man vielleicht Berühmtheiten treffen; »Circle Line« = Schiffsrundfahrten; »Zabars« = Delikatessen ...! Und für Frankfurt findet man unter anderem die »Commerzbank Arena«, die »Deutsche Bank Skyliners«, den »Ebbelwei-Express« und die »Kleinmarkthalle«.

Fotos geben unlösbare Rätsel auf

Für Kenner von New York und/oder Frankfurt am Main stellen die zahlreichen Fotos mit Ansichten und Perspektiven der beiden Städte ein mehr oder weniger schwieriges Ratespiel dar. Für die Leser, die weder die eine noch die andere Stadt kennen, ist diese Aufgabe in den meisten Fällen nicht lösbar. Mit anderen Worten: Ein Verzeichnis der Bilder wäre sehr hilfreich!

Es bleibt die Frage, wem ich dieses Buch schenken könnte? Sicherlich insbesondere den – wohl meist jungen – Leuten, die sich mit dem Gedanken tragen, zumindest einen Teil ihres Lebens im Ausland zu verbringen. Die einzelnen Biografien zeigen beispielhaft, wie spannend ein solcher Schritt sein kann – wenn man ihn denn wagt. Was dazu nötig ist, sind – neben guten Sprachkenntnissen – vor allem gute Ideen und der Mut, sich auf Menschen in einer anderen »Welt« einzulassen – beispielsweise als Sternekokoch oder als Angestellte der Vereinten Nationen, als Basketballspieler oder Konditionstrainer, als Model oder Musikerin. ♦

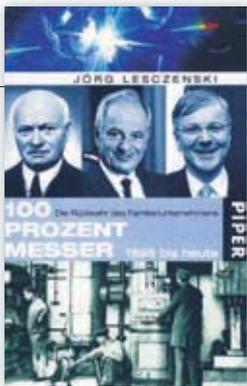
Der Rezensent

Dr. Horst Nising ist Kunsthistoriker und Theologe. Er lehrt unter anderem an der Universität des Dritten Lebensalters an der Goethe-Universität. Seit fast 40 Jahren lebt und arbeitet er in Frankfurt am Main.

Frankfurter Traditionsunternehmen zwischen Aufschwung und Krise

Die Geschichten der Messer Group und der Metallgesellschaft

Der lokale wirtschaftsgeschichtliche Bezug zu Frankfurt rückt zwei Unternehmen in den Blick, die unterschiedlicher kaum sein könnten: Jörg Lesczenski untersucht in einer kompakten Studie die Geschichte der Messer Group, während Clemens Reichel sich in einer Dissertation der Metallgesellschaft AG widmet. Auf der einen Seite steht also die Betrachtung eines beinahe klassischen deutschen Familienunternehmens und auf der anderen diejenige eines von seinen Anfängen an als Verbund, ungern als Konzern, auch als Commonwealth identifizierten, gesellschafterischen Unternehmens.



Jörg Lesczenski

100 Prozent Messer. Die Rückkehr des Familienunternehmens 1898 bis heute
München 2007,
Piper Verlag,
ISBN 978-3-492-05085-2,
271 Seiten,
gebunden,
24,90 Euro.

Mehr noch als ihre Frankfurter Wurzeln jedoch verbinden die beiden so in den Fokus genommenen Wirtschaftsakteure die Herausforderungen, denen sie sich in ihrer langjährigen Bestandszeit stellen mussten: Beide entwickelten sich zunächst in prosperierenden Verhältnissen, waren aber schon bald weltweiter Rezession, dem Zusammenbruch »normalen« wirtschaftlichen Handels ausgesetzt; erlebten dann erneuten Aufschwung unter jedoch spätestens im Dritten Reich völlig veränderten Bedingungen; bewährten sich dann in zunehmend offener und kompetitiver werdender weltweiten Wirtschaft. In der Nachsicht meisterten sie all diese wechselnden Konjunkturen erfolgreich. Die Zeitläufte teilen die beiden Unternehmen naturgemäß mit allen übrigen Wirtschaftsunternehmungen

ihrer Zeit, allein die Wege, die sie beschritten, die Mittel, die sie zum eigenen Erhalt ins Werk setzten, machen sie zu interessanten Gegenständen historischer und wirtschaftstheoretischer Reflexion.

Familienunternehmen versus Aktiengesellschaft

Zentrales Anliegen von Adolf Messer und seinen Nachfahren war es, so der von Lesczenski vermittelte Grundtenor, Prosperität und Familiengebundenheit des Unternehmens zu wahren. Im Blick habe die Familie dabei nicht allein die eigenen Interessen behalten, sondern auch und gerade die Verantwortung gegenüber den Mitarbeitern und der deutschen Wirtschaft und Gesellschaft.

Die von Wilhelm Merton gegründete Metallgesellschaft erwuchs zwar auch aus dem Nukleus einer familiären Unternehmung – der väterlichen Metallhandlung Phil. A. Cohen –, war aber von ihrem Anbeginn an als teilhaberisch organisierte Gesellschaft angelegt, formuliert Clemens Reichel. Sie hatte sich dem ökonomischen Ziel des Handels in und der Fabrikation von Metallen und Metalloxyden verschrieben. Im Mittelpunkt stand nicht die eigene Produktion und deren Vertrieb, sondern Merton griff auf eine schon bestehende »weitreichende Organisation und ein lukratives Geschäft« zurück, um – wie er selbst aktenkundig formulierte – neue wirtschaftliche Felder zu erschließen. Die Vermittlung zwischen Produzenten und Konsumenten sowie die Bereitstellung von Know-how und Dienstleistungen für beide Seiten wurden zu einem zentralen und beständig wachsenden Terrain wirtschaftlicher Betätigung. Ziel und Mittel zugleich war es, die finanzielle Unabhängigkeit von Banken und »fremden« Aktionären zu wahren. Dabei war das Unternehmen als Aktiengesellschaft angelegt, seine finanzielle Ausstattung basierte also auf äußeren Investitionen, wenn auch die Aktien zunächst und relativ lange

als Namensaktien auf einen engen Kreis von Geldgebern beschränkt blieben.

Die zentralen Männer der Familie Messer – ein biografischer Zugang

Um die Geschichte des Unternehmens Messer nachzuzeichnen, wählt der Frankfurter Historiker Jörg Lesczenski, der am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Goethe-Universität tätig ist, einen an die zentralen Personen der Familie und der Unternehmensgeschichte gebundenen Zugang. Er schreitet darin pendelnd zwischen der Geschichte des Unternehmens und den Biografien chronologisch voran, um zugleich die Reflexe der Wirtschaftsgeschichte und die Reaktionen der Betriebs- und »Familienführung« darzulegen. Indem er die drei Generationen überspannende Geschichte des Unternehmens Messer durch die zentralen Männer der Familie – Adolf Messer, den Gründer, Hans Messer, den Weltunternehmer, und den »Rückführer« Stefan Messer – erschließt, folgt Lesczenski zugleich dem eigenen wissenschaftlichen Interesse: Lesczenski wurde 2006 mit einer Arbeit über den Unternehmensgründer August Thyssen promoviert.

Die Biografien stehen sinnbildlich für die drei von Lesczenski ausgemachten historischen Phasen der Messer Group. Adolf Messer ist es, der ausgehend von seinem Studium des Maschinenbaus in Darmstadt das handwerklich-kleinbürgerliche Milieu verlässt, indem er eigene Patente zu Beleuchtungen mit Acetylgasen entwickelte und diese – zunächst noch in handwerklicher Produktion – herstellte, vertrieb und stetig verbesserte. Der so in Höchst begründete Betrieb entwickelte sich rasch; bereits 1899 erfolgte die Übersiedlung nach Frankfurt. Eine veränderte Nachfrage machte es nötig, die Produktpalette zu variieren: Schweißen und Schneiden vermittels industrieller Gase wurden zum zentralen Feld des Betriebs unter Adolf Messer. Neben der beständigen Ex-

pansion des eigenen Unternehmens, die Umzüge und Ausweitungen der Produktionsstätten in Frankfurt erforderlich machte, widmete sich Adolf Messer zugleich der Arbeit in verschiedenen Interessenverbänden seiner Branche, zeigte unternehmerische und gesellschaftliche Präsenz. Nach dem Einbruch des Ersten Weltkriegs führte Adolf Messer das Unternehmen zu alter Stärke zurück und darüber hinaus. Als kriegswichtiges Unternehmen prosperierte die Adolf Messer AG auch in den Zeiten der nationalsozialistischen Diktatur und im Zweiten Weltkrieg weiter und setzte auch Zwangsarbeiter ein.

*Spannend wie ein
Wirtschaftskrimi*

Hans Messer steht nun in der Epochenbildung Lesczenskis für das Aufstreben des Unternehmens zum Global Player. Unter seiner Führung etablierte es sich weltweit auf den Märkten für Industriegase, für deren Produktionsanlagen, für Schneid- und Schweißbedarf. Er steht somit für den Schritt hinaus aus dem rein familiär geführten Betrieb: Im Jahr 1965 fusionierte die Adolf Messer GmbH mit der Firma Knapsack Griesheim AG, die dem Hoechst-Konzern angehörte. Anders, vermutet Lesczenski, sei die weltweite Herausforderung nicht zu bewältigen gewesen. Unter der Führung von Hans Messer expandierte das Unternehmen in beachtlichem Maße, warf regelmäßige hohe Gewinne ab, kurz: Es prosperierte scheinbar unaufhaltsam. Indes die Umorientierung des Unternehmens auf allein profitorientierte Ziele im Fahrwasser des großen Konzerns wie auch eine überhitzte Expansion unter dem von der Hoechst AG eingesetzten Herbert Rudolf brachten das Unternehmen nach dem Ausscheiden Hans Messers an den Rand der Krise, machten es gar zum Spielball finanziell potenter Investoren.

Nun ist es in Lesczenskis Analyse Hans Messers Sohn Stefan, der sich diesen gefährlichen und in Teilen auch kriminellen Entwicklungen stellt und in zähem Ringen mit dem übermächtigen Konzern, mit Investoren und auch der eigenen Familie den Charakter des Familienunternehmens zurückerkämpfte und das Unternehmen – nach Gesundheitschumpfung und Konsolidierung – zurück ins ruhigere Gewässer der eigenen Traditionen führte. In diesem Teil liest sich

Lesczenskis Buch stellenweise gar wie ein Wirtschaftskrimi, der sich in realiter wohl tatsächlich um die Aktivitäten Herbert Rudolfs und Gil Epsteins um den Jahrtausendwechsel entspannt. Ein Mittel zur Sicherung des eigenen Bestands, so scheint die Quintessenz nach der Lektüre von Jörg Lesczenskis Buch zu lauten, kann in der Besinnung auf die eigenen Traditionen gesehen werden.

*Mit Multidivisionalität
zum Erfolg?*

Einen völlig anderen, systematisch formulierten und methodisch erschlossenen Zugang wählt Clemens Reichel in seiner Qualifikationsarbeit zur Geschichte der Metallgesellschaft zwischen 1945 und 1975. Reichel formuliert zunächst die These, die Entwicklung der Weltwirtschaft nach dem Krieg habe – zumindest im Westen – die Tendenz befördert, dass Unternehmen, die erfolgreich bleiben wollten, sich von funktional organisierten hin zu multidivisional ausgerichteten entwickeln mussten. Reichel geht es nun darum, diese Entwicklung von einem Verbund relativ unabhängiger und durchaus selbstbewusst agierender Einzelunternehmen hin zu einem streng geführten, stärker organisierten und mit zentralen Kontrollorganen ausgestatteten Konzern nachzuzeichnen. Er macht dabei die Entwicklungsschritte klar kenntlich. So soll die formulierte These im Hinblick auf äußere Ursachen und innere Reaktionen überprüft werden.

Ergebnis dieses Ansatzes ist eine detaillierte, wissenschaftlich interessante Unternehmensgeschichte, deren Fokus Reichel auf die Zeitspanne zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Jahr 1975 legt. Die großbürgerlich-jüdischer Tradition entstammende Metallgesellschaft habe mit der »Arisierung« des Unternehmens im Dritten Reich ihren eigentlichen Charakter verloren, der jedoch nach dem Kriege und der »Rückkehr« vormaliger Führungspersönlichkeiten wie Rudolf Euler, Alfred Petersen und Richard Merton, dem Sohn des Firmengründers Wilhelm Merton, wiederhergestellt worden sei. Die alten Strukturen und der Charakter des Unternehmens waren so de facto nach 1945 dieselben wie vor dem Krieg, so Reichel zur Wahl seines Untersuchungszeitraums; dieser ist eben nicht deckungsgleich mit

dem Firmenbestehen. 1975 ist dann, wie Reichel stringent darlegt, der Übergang zum multidivisionalen Konzern vollzogen, so dass die betrachtete Zeitspanne hier enden kann.



Clemens Reichel

**Vom Verbund zum Konzern.
Die Metallgesellschaft AG
1945 – 1975**

Schriften zur hessischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte 8, Darmstadt 2008, Hessisches Wirtschaftsarchiv, ISBN 978-3-9804506-9-0, 332 Seiten, gebunden, 32 Euro.

*Geschichte im Kontext
der Weltwirtschaft*

Reichels Ergebnis ist, dass die Metallgesellschaft sich lange Zeit, dem allgemeinen Trend zur Divisionalisierung entgegen, in ihren alten Strukturen bewährte, darin auch expandierte. Erst ab dem Ende der 1960er Jahre, nach dem Tod Petersens und Mertons, habe sich die Überzeugung der Konzernführung dahin gehend geändert. Lange nachdem also andere große Unternehmen längst eine neue Organisationsform nach amerikanischem Vorbild angenommen hatten, habe man innerhalb der Metallgesellschaft auf eine Zentralisierung der Kontrollfunktionen und eine Differenzierung des Unternehmens nach Geschäftsbereichen gesetzt. Anders als bei Lesczenski stehen in der Betrachtung der Geschichte der Metallgesellschaft die (welt)wirtschaftlichen und historischen Verläufe und ihre Folgen für den Konzern im Zentrum, nicht etwa die Biografien einzelner Persönlichkeiten.

Die Zugänge und Intentionen der Bücher Lesczenskis und Reichels sind sicher ebenso unterschiedlich wie ihre jeweiligen Studienobjekte. Gleichwohl verbindet die beiden Autoren nicht allein ihre Bindung an die Frankfurter Forschung, sondern mehr noch das Interesse an Ursachen und Wirkungen wirtschaftlicher Beziehungen und der Beständigkeit von Traditionsunternehmen – ein Interesse, das aktueller nicht sein könnte. ♦

Der Rezensent

Andreas Weidemann, 30, studierte Mittlere und Neuere Geschichte und Politikwissenschaften in Frankfurt und ist Mitarbeiter im Präsidium der Goethe-Universität.

»Fasse Dich kurz!«

Das Neue Frankfurt der 1920er Jahre war kein Stil, sondern eine soziale Haltung

Vor 80 Jahren, am 24. Oktober 1929, kamen auf Einladung der Stadt Frankfurt etwa 130 Fachleute aus ganz Europa zu einer Architektur-Tagung zusammen, die als CIAM II in die Baugeschichte einging. Frankfurt konnte sich deshalb als Gastgeber empfehlen, weil seine entschlossene Stadtverwaltung in der damals schon von Singles geprägten Mainmetropole seit 1926 eine Lösung für die katastrophale Wohnungsmisere vorantrieb: Unter dem visionären Oberbürgermeister Ludwig Landmann und seinem Baudezernenten Ernst May wurde in kaum fünf Jahren das größte Wohnungs- und Siedlungsprogramm realisiert, das Frankfurt je erlebt hatte. Niemand konnte damals ahnen, dass ausgerechnet an jenem 24. Oktober 1929, dem Schwarzen Donnerstag, die Weltwirtschaftskrise begann, die nicht nur den hoffnungsvollen Anfängen des Neuen Bauens ein brutales Ende bereiten sollte.

Rhein-Main-Gebiet mit seinen etwa vier Millionen Einwohnern in Zukunft weiter und bedarf angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung einer weitsichtigen Planung.

Vor diesem Hintergrund zeigt das im August erschienene Buch mit etwa 250 aktuellen Fotografien von Uwe Dettmar und Elmar Lixenfeld die Stadt Frankfurt des Jahres 2009. Mit seinem suggestiven Umschlagentitel »Frankfurt am Main« wirkt es zunächst zwischen all den Frankfurten wie ein anspruchsvoller Bildband. Doch schon das Inhaltsverzeichnis macht deutlich: Hier geht es um eine ungewöhnliche Zusammenschau von Stadtgeschichte und Gegenwart. Die Bildauswahl ist überraschend, sie hinterfragt die vielen oberflächlichen Klischees dieser Stadt. Der Grafiker Lixenfeld, der Fotograf Dettmar und die Bauhistorikerin Angela Pfothenhauer weisen an exemplarischen Stellen im Stadtraum – an bekannten Wahrzeichen ebenso wie an von Kunsthistorikern meist übersehenen Siedlungshäusern – darauf hin, welche große städtebauliche Qualitäten die oft gescholtene Bankenmetropole besitzt. In der Tat begreift man schon bei flüchtiger Durchsicht der Seiten, dass die aus fast 40 Dörfern und Stadtteilen zusammengesetzte Handelsstadt immer schon eine durch und durch vom Bürgertum geprägte Stadt ist.

Im ersten der drei Kapitel über das Zentrum dürften selbst alteingesessene Frankfurter von etlichen Perspektiven überrascht sein. Die Bildauswahl hat wenig mit dem distanzierten akademischen Blick auf Architektur zu tun; sie illustriert immer exemplarisch einen Bedeutungszusammenhang, den die wohl-durchdachte Einheit von Text und Bildfolgen vermittelt. Dabei ist der Text wohlthuend voraussetzungslos, was das Buch auch für fächerübergreifende Schulprojekte in Geschichte und Kunst empfiehlt. Fachbegriffe wie das Neue Bauen oder die Neue Frankfurter Schule werden im Zusammenhang erklärt, Stilbegriffe möglichst zugunsten einer klaren Beschreibung vermieden.

Das zweite Kapitel entfaltet die Stadterweiterungen, die im 19. Jahrhundert begannen. Frankfurt wuchs, wie viele europäische Städte, um ein winziges Zentrum herum, wurde mit den Häfen und dem Bahnhof für die Industriezeit vorbereitet und erhielt durch die Eingemeindungen von Ortschaften wie Bornheim oder Bockenheim und die Stadt Höchst einen gewaltigen Flächenzuwachs. Ihrem Großbürgertum verdankt die Stadt nahezu alle Parks, den Palmengärten, die Museen, Krankenhäuser und Forschungseinrichtungen. Und nicht zufällig wurden die Senckenbergischen Stiftungen und die Universität in Bockenheim gegründet. Die Kontinuität zieht sich bis zur Frankfurter Schule und zu den Hausbesetzungen der frühen 1970er Jahre im Westend, durch welche die staatliche Denkmalpflege rückblickend ganz wichtige Impulse erhielt.

Das dritte Kapitel widmet sich dem Leben in der Stadt des 20. und 21. Jahrhunderts. Frankfurt hat den unschätzbaren topografischen Vorteil, seine Lage am Fluss, mit dem Konzept des kilometerlangen Grüngürtels weiterentwickelt, hat mit dem Museumsufer auf die Fehlplanungen des Wirtschaftswunders reagiert und konnte die Siedlungsprogramme des Neuen Frankfurt im Niddatal durch Großprojekte wie etwa den Riedberg in zeitgenössischer Gestalt fortsetzen. Neue Wohn- und Arbeitskonzepte revitalisieren die alten innerstädtischen Industrieflächen am Main. Und nicht zuletzt beginnen viele Frankfurter, die lange übersehene Menge avantgardistischer Architektur der klassischen Moderne in Frankfurt zu entdecken. Eines sagt dieses Buch in aller Deutlichkeit: Was das Bauhaus unter Walter Gropius von Dessau ausgehend gefordert hatte, wurde in den 1920er Jahren in Frankfurt in großem Stile in die Praxis umgesetzt. Deshalb stand über Ernst Mays Schreibtisch im Frankfurter Hochbauamt 1926:

»Fasse Dich kurz!«

Die Rezensentin

Ulrike Jaspers, 53, ist Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Goethe-Universität.



Angela Pfothenhauer,
Elmar Lixenfeld,
Uwe Dettmar

Frankfurt am Main
Verlag und Herausgeber
Deutsche Stiftung Denkmalschutz,
Monumente-Publikationen,
Bonn 2009,
144 Seiten,
ISBN 978-3-86795-009-1
(Paperback), 14,80 Euro,
ISBN 978-3-86795-008-4
(Festeinband), 19,80 Euro.

Genau 80 Jahre später, am 23. Oktober 2009, diskutieren aus Anlass des CIAM-Jubiläums Architekten, Kunsthistoriker und Stadtplaner über das gleiche Thema – dieses Mal in der Goethe-Universität mit Beteiligung ihrer Wissenschaftler. Der jüngste Bankencrash ist ein Jahr her. Wie in den 1920er Jahren reagiert das Stadtplanungsamt mit einem weitsichtigen Bauprogramm – jetzt unter dem Namen »2009–2013« – auf die Notwendigkeit, bezahlbare, senioren- und behindertengerechte Wohnungen zu schaffen. Denn während andere Regionen schrumpfen, wächst das